

# „Raus hier, schnell, schnell!“

**Kinder des 13. Februar 1945 (3):** „Es ist unglaublich, was meine Mutter damals ausgehalten hat“, sagt Hans-Peter Werneke.

■ Jörg Marschner

Es ist ganz sicher: Hans-Peter Werneke wurde am 13. Februar um 7.25 Uhr im Krankenhaus Dresden-Johannstadt geboren, war 53 Zentimeter groß und wog stolze 3700 Gramm, die Hebamme hieß Jautze. Das alles steht mit blauschwarzer Tinte auf dem kleinen rosa Kärtchen, das der Neugeborene an Dresdens Schicksalstag am Arm trug und das Wernekes bis heute sorgfältig aufbewahren.

Ansonsten verlieren sich die ersten vier Lebenstage des kleinen Hans-Peter weitgehend im Dunkel. Angeblich – so hat es seine Mutter später erzählt – soll Hans-Peter zusammen mit anderen Babys schon verschüttet gewesen sein, zum Glück aber in einem Hohlraum, so dass sie vom Krankenhauspersonal gerettet werden konnten. Anschließend seien die Kinder gleich ins Sanatorium nach Kreischa bei Dresden gebracht worden. Bestätigen kann das heute niemand mehr. Was die Mutter erlitt, ist dagegen weitgehend überliefert. Sie hat es ihren Kindern oft erzählt, und zuletzt hat es Helga, die Schwiegertochter, rechtzeitig aufgeschrieben, bevor Margarete Werneke 1999 im Alter von 86 Jahren starb. Nur manches Detail fehlt, ist offensichtlich ausgelöscht worden von der traumatischen Wucht der Ereignisse.

## Wankend die Elbe entlang

Als die Alarmsirenen über Dresden heulen, wird Margarete Werneke zusammen mit anderen Wöchnerinnen überstürzt in die Schutzräume gefahren. Sie gäbe sonst was dafür her, wenn sie jetzt ihren Jungen bei sich hätte. Der Lift hat den Keller noch nicht ganz erreicht, da kracht es schon. Die Explosion lässt die Wände erzittern. Die Frauen stürzen einen Gang entlang. Oben an der Decke ziehen sich dicke Rohrbündel entlang. Das ist die Heißwasserleitung für die Heizung. Stickig und heiß ist es. Immer wieder bebt der Kellerboden bei den nahen Einschlägen. Ein Feuerwehrmann hastet auf die Gruppe zu, „raus hier, schnell, schnell“, brüllt er. Sie würden alle verbrüht, wenn die Rohre hier platzen. Margarete Werneke wirft sich eine nasse Decke um die Schultern – wieso die



Hans-Peter Werneke und seine Frau Helga: Beide finden es unerträglich, wie die NPD die Toten des 13. Februar 1945 für ihre gefährlichen Ziele missbraucht.

Foto: Steffen Unger

nass ist, weiß sie später nicht – und eilt den anderen hinterher. Dann hört sie noch eine Stimme schreien: „Die Kinder sind gerettet.“ Irgendwie gelangt die Gruppe ins Freie, steht plötzlich zwischen der brennenden Frauenklinik und der Kinderklinik. Die steht auch schon in Flammen.

Von den nächsten Stunden konnte Margarete Werneke nicht viel erzählen. Es war wie ein Filmriss. Ihre Odyssee geht erst nach dem zweiten schweren Angriff weiter, als sie mit anderen das Gelände der Frauenklinik endgültig verlässt und sich längs der Elbe Richtung Blaues Wunder bewegt, zwei Kilometer, Schritt für Schritt, schleichend, immer wieder stehen bleibend, vielleicht auch gestützt. Denn noch liegt die schwere Entbindung keine 24 Stunden zurück. Dann hat sie das Hilfslazarett in Dresden-Blasewitz erreicht, hier brennt nichts, der Stadtteil ist nahezu völlig verschont. Vielleicht ist das Hilfslazarett auch die Privatklinik auf der Waldparkstraße oder der Keller im Blasewitzer Gymnasium.

In Blasewitz kann die 32-Jährige ruhen, bis sie sich am Nachmittag des 14. Februar stark genug fühlt, den Weg der Nacht zurückzugehen zur Frauenklinik. Aber was heißt stark? Die Sorge um ihren Jungen treibt sie. Gewissheit will sie.

## Langer Marsch am Tag vier

Im Tohuwabohu der Aufräumungsarbeiten erfährt sie von einer Krankenschwester, dass die Kinder inzwischen in Radeberg in Sicherheit seien. Das beruhigt und die junge Mutter will nun erst mal nach Hause, nach Hellerau im Dresdner Norden. Also Richtung Stadtmitte zur Albertbrücke. Die immer noch brennende Johannstadt versperrt den Weg, nur die Elbwiesen, auf denen Menschen hin und her hasten, sind passierbar. An der Albertbrücke wird die inzwischen völlig entkräftete junge Mutter von einem Rot-Kreuz-Fahrer aufgesammelt. Der bringt sie nach Loschwitz in ein Hilfslazarett. Dort müsste Margarete Werneke einige Tage bleiben, aber schon am übernächsten Tag – es ist inzwischen der 16. Februar –

büxt sie aus, nutzt auf einem Lkw die Mitfahrgelegenheit zum Albertplatz in der Dresdner Neustadt. Und sucht sich dann zu Fuß einen Weg durch möglichst unversehrte Straßen, rund sechs Kilometer bis hinauf nach Hellerau, bis nach Hause – und das alles nur 80 Stunden nach der Entbindung. „Es ist einfach unglaublich, was meine Mutter damals ausgehalten hat“, sagt Hans-Peter Werneke.

In Hellerau wird Margarete Werneke mit einer guten Nachricht empfangen: Die Babys sind gerettet – sie liegen aber nicht in Radeberg, sondern in Kreischa. Oma Werneke hatte die Sorge um die Tochter und den Enkel keine Ruhe gelassen, bis sich schließlich eine Nachbarin mit dem Fahrrad in die Johannstädter Frauenklinik aufgemacht hatte, wo sie in deren Trümmern glücklicherweise Chefarzt Prof. Warnekros fand, der genau Bescheid wusste. Am liebsten hätte sich natürlich nun Margarete Werneke selbst auf den Weg gemacht ins gut 20 Kilometer entfernte Kreischa. Aber dafür war sie viel zu schwach. Schwä-

gerin Lici übernimmt das. Ausgerüstet mit einer vom Ortsvorsteher unterschriebenen Geburtsbestätigung marschiert sie am 17. Februar los – und kommt am späten Abend mit Hans-Peter zurück. „Mutter hat erzählt, Lici sei zu Fuß gegangen mit einem Leiterwagen“, sagt Hans-Peter Werneke. Aber kann das sein? Gut 40 Kilometer an einem Tag? Vielleicht wurde sie auch manchmal ein Stück mitgenommen von einem Laster? Oder fuhr im Lockwitztal streckenweise noch die Straßenbahn? Und was hatte sie zu essen mit auf diesem langen Weg? Keiner weiß es.

## Die Mahnung der Mutter

Hans-Peter Werneke und seine Mutter haben ihre Geschichte oft erzählt. 1985 war sogar ein ZDF-Team bei ihnen. Eine Programmzeitschrift zeigt ein Bild, wie Mutter und Sohn auf den Elbwiesen unweit der heutigen Uniklinik stehen

gen erzählen musste. Er hält auch nichts davon, dass Dresden mit einem besonderen Mahnmahl an seine Schicksalsnacht erinnert. „Es hat doch so viele Bombenopfer gegeben, in Hamburg und Köln, in Rotterdam und Coventry. Es geht nicht nur um Dresden.“ Dass nun die rechtsextreme NPD die Toten von Dresden für ihre Zwecke missbraucht, findet Hans-Peter Werneke unsäglich. Ohne den Nationalsozialismus und seine Verbrechen hätte es auch das Inferno von Dresden nicht gegeben. Aber natürlich darf nichts vergessen werden. „Meine Mutter hat ihr Leben lang immer gesagt: Lieber nur von Wasser und Brot leben, aber nie wieder Krieg“, erinnert sich der Dresdner. „Das gilt heute noch.“

Wenn jedes Jahr am 13. Februar abends kurz vor zehn das Geläut der Kirchenglocken über die Stadt zieht, haben Hans-Peter Werneke und seine Frau Helga die Geburts-



Februar 1985, auf den Elbwiesen in der Nähe der einstigen Frauenklinik: Margarete Werneke zeigt mit ihrem Sohn Hans-Peter einem ZDF-Reporter die Decke, mit der sie sich durch die brennenden Ruinen rettete.

und eine hellbraune Woldecke mit dem dicken roten Aufdruck „Sächs. Staatseigentum“ halten – jene Decke, mit der sich die Mutter aus dem Keller rettete und vor dem Flammenmeer schützte. Irgendwie ging die Decke bei der Haushaltsauflösung nach dem Tod der Mutter verloren oder war sie schon vorher abhandeln gekommen? „Eigentlich schade“, sagt Hans-Peter Werneke, der an der TU arbeitet.

Manchmal war es ihm in der Vergangenheit zu viel, dass er immer wieder von seinen ersten Lebensta-

tagsfeier stets unterbrochen, die Fenster oben auf der Räcknitzhöhe weit geöffnet und ganz still gelauscht. Dieses Jahr wird das anders sein. Helga hat für ihren Mann zum 60. Geburtstag etwas Besonderes vorbereitet, was sie nicht verrät. Das Gedenken wird nicht ganz ausfallen, aber zuerst werden sie ordentlich feiern. Warum auch nicht. Denn eigentlich hatten er und seine Mutter noch viel Glück.

■ Die ersten beiden Teile dieser Serie erschienen am 11. und 19. Januar.

## Giftfracht im Armenschacht

**Kriminelle panschen in Polen offenbar in Massen mit Diesel – nun bedroht der Giftschlamm die Natur von Walbrzych (Waldenburg).**

■ Renate Heidner

Die Einsatzkräfte der Waldenburger Feuerwehr sind es gewohnt, in die Biedaszibs, die Armenschächte gerufen zu werden, die sich über Hunderte von Hektar in den Wäldern rund um die Stadt wie Löcher in einem Schweizer Käse ausdehnen. Tausende von arbeitslosen Kohlekumpeln bauen hier, trotz aller Verbote und meist mit bloßen Händen, Steinkohle ab. Immer wieder kommt es zu tödlichen Unfällen, weil plötzlich Erde nachrutscht und die Männer in den bis zu 35 Meter tiefen Löchern verschüttet werden.

Dieses gefährliche und schwer

zugängliche Gebiet scheint ein geradezu ideales Versteck für Kriminelle zu sein, denn dieses Mal finden die polnischen Feuerwehrleute dort im Schein ihrer Taschenlampen einen violett schimmernden See, mit einer zähen Flüssigkeit vor, der sich wie ein Teppich über rund zehn Meter Breite vor ihnen ausbreitet. Er ist bis zu eineinhalb Meter tief. Gleichzeitig wird auch in Swidnica (Schweidnitz) eine derartige Masse in der Landschaft entdeckt. Wie sich bald herausstellt, handelt es sich um Abfallprodukte, die durch illegales chemisches Entfärben von billigem Heizöl in farblosen und teuren Diesel entstanden sind.

## Tausende Schächte

Rund 70 Tonnen dieser schmierigen Masse haben die polnischen Feuerwehrleute bereits geborgen, doch die Behörden vermuten, dass in den tausenden Schächten noch mehr dieser Substanzen entsorgt worden sind. Inzwischen haben Laboruntersuchungen ergeben, um

was es sich handelt. „Nach EU-Standards sind sie als gefährlich für das Grundwasser eingestuft worden.“ sagt Roman Kierkus, Leiter der Umweltschutzinspektion Walbrzych. „Nach ersten Untersuchungen handelt es sich um 40- bis 60-prozentigen Kraftstoff, gemischt mit Schwefelsäure und Kalk. Um die violette Farbe des Heizöls herauszufiltern, wurde Säure zugesetzt und der farblose Stoff anschließend mit Kalk wieder neutralisiert.“

## Illegale Diesel-Fabriken

Welche Menge an illegalem Diesel auf diese Weise produziert worden ist, ist derzeit völlig ungewiss. Klar ist nur, dass die inzwischen in der Nähe von Walbrzych und Jelenia Gora (Hirschberg) entdeckten Fabrikanlagen, groß genug waren, um täglich zwischen 30 000 bis 50 000 Liter herzustellen. Sollte es noch mehr solcher Reststoffe geben, drohen sie bald durch Regen und Risse im Erdreich zu versickern – eine tickende Zeitbombe für die Umwelt. „Jetzt im Winter ist es viel zu gefährlich, mit unseren schweren Fahrzeugen dieses durchlöcherichte Gebiet abzusuchen“, erklärt der Waldenburger Feuerwehrkommandant, Andrzej Marzeda. „Die Schächte sind tief und zugeschnitten. Einer liegt neben dem anderen und unsere Fahrzeuge könnten jederzeit absacken und in einem solchen Loch verschwinden.“

Inzwischen arbeitet die polnische Polizei in Wrocław bei der Fahndung nach den Hintermännern auf Hochtouren. Gegen 500 Personen und 20 Firmen, wird in diesem Zusammenhang ermittelt. Sechs Männer wurden in Walbrzych und Jelenia Gora festgenommen.

Zwar spielt die Stadtverwaltung von Walbrzych die Umweltgefahr



Kohlespechte buddeln nach Steinkohle. In solchen Löchern wurden illegal entsorgte Giftstoffe entdeckt. Foto: eastway

herunter, doch Feuerwehrkommandant Andrzej Marzeda redet Klartext. „Meiner Meinung nach handelt es sich hier um eine ökologische Katastrophe. Ich kann einfach nicht verstehen, dass sich außer uns hier niemand wirklich um diese Tragödie kümmert.“

## Sorgen um das Grundwasser

Das gesamte Gebiet, wo noch weitere solcher giftigen Substanzen entsorgt sein könnten, umfasst Hunderte von Hektar. Es ist nahezu unzugänglich und damit ideal, um dort alles Mögliche verschwinden zu lassen. „Die Substanz könnte leicht ins Grundwasser, in Bäche

und Flüsse, ja sogar bis in die Ostsee gelangen“, fürchtet Andrzej Marzeda, und auch der Umweltschutzinspektor bestätigt diese Vermutung. Was fehlt ist Geld. „Uns ist es weder technisch noch finanziell möglich, etwas zu unternehmen“ sagt der Feuerwehrchef.

Trotz aller Gefahr arbeiten die illegalen Kohlespechte inzwischen weiter. Sie wollen nichts gehört und gesehen haben. „Ich kümmere mich nur um meine Arbeit, alles andere interessiert mich nicht“, sagt einer von ihnen, der kurz darauf wieder in seinem dunklen Erdloch verschwindet. Anders reagieren die Bewohner in der Region.

„Es ist einfach ein Skandal“, meint eine junge Frau. „Wir wissen nicht, was da in unserer Erde versickert. Die Behörden würden uns die ganze Wahrheit sagen, aber ich denke, dass so viel Dieselschlamm unser ganzes Grundwasser versuchen kann und damit auch unsere Gesundheit gefährdet.“

Noch hält der Frost die Armenschächte von Waldenburg fest im Griff und noch können giftige Substanzen nicht in den Erdboden versickern. Doch die ökologische Zeitbombe tickt in Niederschlesien, wann sie hochgeht, das wird sich erst im Frühling zeigen



Grafik: Antje Maczioszek Sächsische Zeitung